Zeitschrift: Revue internationale de théologie = Internationale theologische Zeitschrift = International theological review

Band: 17 (1909)

Heft: 67

Artikel: Döllinger als Schriftsteller : 1799 - 1890

Autor: Menn

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-403736

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DÖLLINGER ALS SCHRIFTSTELLER.

(1799—1890.[1])

II.

1. Das im folgenden genannte Buch, das in eine dunkle und verworrene Frage Klarheit und Ordnung brachte, zeigt in hervorragender Weise des Verfassers ausgebreitete Gelehrsamkeit und kritischen Scharfsinn. Im Jahre 1851 wurden nach einem aus Griechenland stammenden Pariser Kodex die neu aufgefundenen und fälschlich dem Origenes zugeschriebenen Philosophumena gedruckt unter dem Titel: *Ὠριγένους φιλοσοφούμενα ἢ κατὰ πασῶν αἱρέσεων ἔλεγχος.* Diese Publikation veranlasste Döllinger zur Veröffentlichung seiner Schrift: *Hippolytus und Kallistus; oder die römische Kirche in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts.* Mit Rücksicht auf die Schriften und Abhandlungen der HH. Bunsen, Wordsworth, Baur und Gieseler. Regensburg 1853. — Das Buch erschien in englischer Übersetzung zu Edinburgh im Jahre 1876.

Im ersten Kapitel: „Hippolytus und die Philosophumena" wird zunächst überzeugend nachgewiesen, dass Hippolytus, ein Schüler des hl. Irenäus, Verfasser der Philosophumena ist[2]; dass ferner von ihm herrühren: *a)* Das sogen. Labyrinth oder *σπούδασμα* gegen Artemon, *b)* eine Schrift vom Universum, *c)* ein *σύνταγμα κατὰ αἱρέσεων.* Ferner wird mit einleuchtenden Gründen gezeigt, dass diese vier Schriften nicht teilweise identisch sind, wie mehrere

---

[1]) Siehe die Revue, April 1909, S. 292—310.

[2]) Funk griff im 63. Bande der Tüb. Theol. Quartalschrift (Jahrgang 1881, S. 423 ff.) die Frage über den Verfasser der Philosophumena von neuem auf und gelangte zu dem Resultate, dass wir allen Grund haben, das bedeutsame Werk Hippolyt und nur ihm zuzuschreiben.

Gelehrte, besonders Bunsen, gegen den, wie auch später, scharf polemisiert wird, annahmen, sondern dass es sich in der Tat um vier verschiedene Werke handelt. Auch die weitere Vermutung, der libellus adversus omnes hæreticos, der einen Anhang zu Tertullians Präskriptionen bildet, sei eine lateinische, freilich abgekürzte Bearbeitung des Hippolytischen Syntagma, wird als zum mindesten unwahrscheinlich erklärt, wenn auch der Verfasser des libellus den Hippolytus benutzt hat. Den Schluss dieser ersten Abteilung bilden je eine Untersuchung über verlorene Schriften des Hippolytus und über seine im Jahre 1551 zu Rom gefundene Marmorstatue, für deren Echtheit Döllinger eintritt mit der Argumentation, dass sie aus der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts stammt.

Mit der Person des Kirchenlehrers befasst sich das 2. Kapitel: „Zur Geschichte des Hippolytus. Die gleichnamigen Heiligen.“ Seit dem Erscheinen der Philosophumena war es erst möglich geworden, das bis dahin undurchdringliche Dunkel aufzuhellen, womit der Name Hippolytus umgeben war. Es fanden sich nämlich im Abendlande in den verschiedenen Martyrologien fünf Personen dieses Namens, welche alle Martyrer geworden, alle fast gleichzeitig, in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts, gelebt haben sollen, während es im Orient die Gestalt des berühmten Kirchenlehrers und Bischofs war, welche man festhielt.

Das Resultat der Untersuchung ist, dass Hippolytus weder Bischof in Arabien, noch von Portus Romanus bei Rom, weder Presbyter in Antiochien, noch Asket in Rom war. Ebensowenig war er der aus den Akten des hl. Laurentius bekannte und durch ihn angeblich bekehrte römische Hauptmann, sondern er war unter Papst Zephyrin (202—219) ein sehr angesehener Priester in Rom. Nach Zephyrins Ende wurde Kallistus, der vertraute Ratgeber des Verstorbenen, zum römischen Bischofe gewählt. Zwischen ihm und Hippolytus entsteht nach einiger Zeit ein Zerwürfnis, indem sie sich wechselseitig häretischer Lehren bezüglich der Trinität beschuldigen. Es kommt zu einer förmlichen Trennung. Hippolyt lässt sich an Stelle des für häretisch erklärten Kallistus von seinen Anhängern zum römischen Bischof wählen. Er war also wirklich, was die Orientalen von ihm sagen, während es im Okzident völlig vergessen worden war, Bischof von Rom, aber er war es durch seine Trennung

von seinem Bischofe Kallistus. Diese Trennung dauert nach dem Tode des Kallistus im Jahre 223 unter den Päpsten Urban (223—230) und Pontianus (230—235) fort. Dieser wird zusammen mit Hippolyt im Jahre 235 nach Sardinien verbannt. Hier versöhnen sich beide alsbald, danken gemeinsam ab und ermöglichen auf diese Weise die einstimmige Wahl des Anteros zum (alleinigen) Bischof von Rom (235—236). Nach ihrem Tode werden Pontian und Hippolyt als Heilige verehrt, und ihre Leiber werden nach Rom gebracht.

In der dritten Abteilung wird zunächst die Geschichte des Kallistus behandelt. Für dieselbe sind wir einzig auf die Berichte seines Gegners Hippolytus in den Philosophumena angewiesen und können den von ihm erzählten Dingen keine anderswoher bekannten Tatsachen entgegenhalten. Wenn auch Hippolyt ohne Zweifel nicht die bewusste Absicht hatte, den Kallistus zu verleumden, so war doch jede von seinen Angaben sorgfältig zu prüfen und zu rektifizieren, indem die einfache nackte Tatsache von der Färbung, die der befangene Berichterstatter ihr zu geben bemüht war, und von den Motiven, die er ihr unterlegte, möglichst abgesondert wurde. So ergab sich, dass unter dem Kaiser Kommodus (180—192) in Rom ein Christ namens Kallistus lebte, der Sklave des Karpophorus, eines gleichfalls christlichen Beamten im kaiserlichen Palaste, war. Dieser übergab seinem Sklaven eine bedeutende Summe, um damit ein Wechslergeschäft zu betreiben. Kallistus hatte aber Unglück und verlor alles. Nach missglückter Flucht wurde er nach Rom zurückgeführt und von seinem Herrn zur Strafe in die Tretmühle gesperrt. Nachdem auf die Fürsprache einiger Christen sein Herr ihn teilweise begnadigt hatte, wurde er auf jüdische Umtriebe hin gegeisselt und nach Sardinien zur Zwangsarbeit in den Bergwerken verbannt. Als die christenfreundliche Geliebte des Kaisers Kommodus die Befreiung vieler gefangenen Christen bewirkte, durfte auch Kallistus nach Rom zurückkehren, und er müsste, nachdem er durch eine schwere Leidensschule gewandert, ein sehr verdorbener Mensch gewesen sein, wenn er, der Christ, nicht geläutert aus derselben hervorgegangen wäre. Mit Zephyrins Erhebung (202) beginnt ein neuer Akt in dem Lebensdrama des Kallistus. Er wird in den Klerus aufgenommen, von Zephyrin dem grossen Cömeterium Kallisti, das nach ihm später seinen Namen empfing,

vorgesetzt, sogar mit seinem vollen Vertrauen beehrt, sowie mit der Leitung und Beaufsichtigung des Klerus beauftragt. Als Zephyrin starb, wurde Kallistus sogar auf Grund seiner Kenntnisse, seiner Geschäftsgewandtheit und seiner Verdienste ohne Widerspruch zu seinem Nachfolger gewählt. Diese Tatsachen schält Döllinger aus den vielfach tendenziösen Ausführungen Hippolyts heraus, und beurteilt den Verunglimpften im allgemeinen mit folgenden Worten: Wenn es einem Manne gelingt, sich aus der gedrücktesten und verachtetsten Stellung, der eines von seinem Herrn schwer gezüchtigten Sklaven, in der Hauptstadt der damaligen Welt, in einer Kirche von fünfzigtausend Seelen und aus einem Klerus von 200 Personen zur Würde eines Bischofs emporzuschwingen, so kann dieser Mann kein blosser Abenteurer, kein schlauer und gewandter Gaukler, wie ihn Hippolyt nennt, gewesen sein. Unwissenheit, Mangel an wissenschaftlicher Bildung, sind nicht unter den Vorwürfen, die der Gegner ihm macht, und die Verschlagenheit, die gauklerische Gewandtheit, die er ihm zur Last legt, erschien wohl in den Augen anderer als die geistige Überlegenheit eines Mannes, der von der Natur mit dem χάρισμα κυβερνήσεως ausgestattet, in sich das Bewusstsein, in andern das Vertrauen findet, welches ihn zur höchsten für ihn erreichbaren Stufe emporträgt. Hippolyt kann es nicht über sich gewinnen, einfach zu sagen, dass Kallistus nach dem Tode Zephyrins römischer Bischof geworden sei; wüssten wir es sonst nicht, wir müssten es nur aus den bei ihm erwähnten Umständen erraten; er sagt nur, Kallistus habe nach Zephyrins Tod das Ziel, welchem er nachgestrebt, erreicht zu haben geglaubt.

Weiterhin werden in diesem Kapitel noch die Anklagen des Hippolytus wider Kallistus behandelt, eine Darlegung, die im vierten Hauptstück ihre Fortsetzung findet, indem dort ihr Streit über die Trinitätslehre untersucht wird.

Die Vorwürfe, die Hippolytus gegen seinen Gegner erhob, betrafen zunächst Abschwächungen und Milderungen in der kirchlichen Disziplin. Insbesondere werden folgende Anklagen eingehend untersucht und auf ihre wirkliche Bedeutung zurückgeführt:

1. Der Vorgänger des Kallistus, Zephyrin, hatte die strenge Bussdisziplin durch die Erklärung gemildert, dass denen, die durch Ehebruch oder Unzucht gesündigt, nach geleisteter öffent-

licher Busse die Kirchengemeinschaft wiedergegeben werden solle. Kallistus erklärte nun, dass die Sündenvergebung von nun an allgemein, also auch auf die schwersten, bisher noch ausgenommenen Vergehen, nämlich die zur Kategorie der Idololatrie und des Mordes gehörigen, sich erstrecken solle, was nur für das Abendland etwas Neues war.

2. Kallistus ging aber noch weiter und erklärte: Alle, welche bisher einer christlichen Sekte oder getrennten Gemeinde angehörig, sich zur katholischen Kirche wendeten, sollten sofort aufgenommen werden, ohne dass sie wegen der etwa in der frühern Gemeinschaft begangenen Sünden zur öffentlichen Busse angehalten würden. Eine solche Massnahme entsprach aber der kirchlichen Praxis, denn nur die Sünden, welche in ihrer Gemeinschaft begangen worden waren, nicht die, welche in die „Zeit der Unwissenheit“ fielen, pflegte die Kirche zu strafen.

Dritte Beschuldigung: Kallistus habe sündhafte Bischöfe beschützt und gelehrt, dass, wenn ein Bischof sündige, sei es auch eine Sünde zum Tode, man ihn nicht absetzen solle. Was daran richtig ist, ist auf Rechnung der Milderung der Kirchendisziplin zu setzen.

Ein vierter Vorwurf, den Hippolyt gegen Kallistus erhebt, ist, dass unter ihm Männer, die bereits in zweiter oder dritter Ehe lebten, im Widerspruch mit 1. Timoth. 3, 2 und Tit. 1, 6, zu Bischöfen, Presbytern oder Diakonen ordiniert worden seien. Es erscheint indessen als das Wahrscheinlichste, dass man damals schon den Unterschied zwischen Bigamie vor der Taufe und nach der Taufe machte, und dass wenigstens die Gemässigteren über die erstere hinwegsehen wollten. Doch ist es auch denkbar, dass man in einigen Kirchen wegen Mangels an sonst geeigneten Männern mit zeitweiliger Beseitigung des apostolischen Verbots Bigamisten ordinieren zu dürfen glaubte.

5. Kallistus hat, so beschuldigt ihn sein Gegner, wenn ein Kleriker heiratete, ihn im Klerus zu lassen befohlen. Döllinger löst diese Schwierigkeit durch die Annahme, dass es sich hierbei entweder um niedere Kleriker handelte, oder bei Subdiakonen und Diakonen — von Presbytern redete auch Hippolyt nicht — Suspension, nicht Absetzung, in Betracht kam. Die eigene Angabe des Hippolytus, dass die nächsten Nachfolger des Kallistus die Massnahmen und Einrichtungen nicht etwa abschafften, sondern beibehielten, spricht deutlich genug

dafür, dass sie und ihr Klerus in diesen Anordnungen nur zeitgemässe und im ganzen wohltätig wirkende Änderungen erblickten.

Sechste Beschuldigung: Kallistus hat christlichen Frauen gestattet, sich mit einem ärmern Freigeborenen oder mit einem Sklaven zu vermählen, also eine vom römischen Gesetz nicht anerkannte Ehe zu schliessen. Dieses Zugeständnis habe verbrecherische Massnahmen zur Unterdrückung der Mutterschaft im Gefolge gehabt. Nach einem lehrreichen Exkurs über Ehewesen und Sklaverei im römischen Reiche legt Döllinger dem Kallistus folgende Rechtfertigung in den Mund: Wenn die Sache an sich gerecht und billig ist, so kann sie wegen eines in einzelnen Fällen damit verknüpften Missbrauchs nicht verwerflich werden. So wenig man einem Bischof einen Vorwurf daraus machen kann, wenn Frauen, die er zur Taufe zugelassen hat, nachher aus Furcht oder durch Verführung wieder abtrünnig werden, so wenig kann darum ein Tadel auf mich fallen, weil meine Absicht, gebrechlichen und heidnischer Verlockung ausgesetzten Weibern durch die Knüpfung eines christlichen Ehebandes einen sittlichen Halt zu geben, hie und da durch die Schuld dieser Weiber vereitelt und zum Bösen verkehrt worden ist. Ich konnte und musste vielmehr voraussetzen, dass Christinnen, bei denen wir doch den Mut, ihren Glauben vor der heidnischen Welt zu bekennen, anzunehmen hatten, auch so viel sittliche Kraft und Selbstverleugnung besässen, sich vor dieser Welt als Gattinnen und Mütter zu bekennen, und ihre Ehe mit einem niedriggebornen Glaubensgenossen offen einzugestehen. (S.188 ff.)

Endlich 7. legt Hippolytus auch das dem Kallistus und noch mehr der mit ihm in Gemeinschaft stehenden Kirche zur Last, dass man unter ihm (wohl in Karthago) zuerst angefangen habe, solche, die bereits von Häretikern getauft waren, noch einmal zu taufen. Aber die erst damals, in den Jahren 218—222, als Neuerung in einigen Teilen der Kirche vorkommende Wiedertaufe hat Kallistus weder eingeführt noch beobachtet noch gebilligt.

Somit bleibt von den Vorwürfen, die Hippolyt in seiner kirchlichen Philippika erhebt, so gut wie nichts übrig. Aber er hat doch den Kallistus so beschrieben, und Hippolyt war ein frommer, also wohl auch ein wahrheitsliebender Mann? Ja,

aber wenn Parteigeist mit persönlicher Erbitterung, wie hier, zusammenwirkt, dann tritt die Wahrheitsliebe, auch bei Frommen, leicht und bald in den Hintergrund.

Im 4. Kapitel: „Hippolytus und Kallistus im Streite über die Trinitäslehre“ und im 5. Kapitel: „Revision der neuesten Untersuchungen über das Buch und dessen Inhalt“, untersucht Döllinger die Anklagen des Hippolytus gegen die Orthodoxie des Kallistus mit dem Ergebnis, dass jener diesen zu Unrecht des Sabellianismus oder Patripassianismus, also einer zu geringen Unterscheidung zwischen Vater und Sohn, beschuldigt. Dagegen lehrte Hippolytus selbst durch die Art, wie er die persönlichen Unterschiede in Gott festhielt, subordinatianistisch, gefährdete also die Einheit Gottes.

Das Schlusskapitel erörtert einige Punkte in Hippolyts Lehrform, insbesondere die Bedeutung des Titels Presbyteros bei ihm, mit dem er den Irenäus als Kirchenlehrer bezeichnen will, die Lehre vom Priestertum und Opfer der Kirche schon vor Cyprian, womit die Behauptung, dass der Bischof von Karthago zuerst die Lehre von der Opferung des Leibes Christi in der Kirche ersonnen habe, beseitigt ist; ferner die Lehre vom Hades etc.

Schon die vorstehende kurze Skizze seines Buches zeigt, dass Döllinger nicht nur Licht in die bisher ganz dunkle Geschichte des Hippolytus bringt, sondern auch unsere Kenntnisse der damaligen dogmatischen und disziplinären Streitigkeiten erweitert und überhaupt die christliche Kirchen- und Dogmengeschichte (vgl. z. B. den Exkurs über die Suburbanbistümer) wesentlich bereichert.

Schliesslich wollen wir noch das Urteil seines Biographen vernehmen: Es lässt sich aber auch das nicht leugnen, dass Döllinger immer noch „zu sehr als Sachwalter“ der Päpste aufgetreten ist. Denn wenn es auch richtig ist, dass auf die Parteistellung Hippolyts Rücksicht genommen werden müsse, so ist doch Döllinger in seinem apologetischen Eifer im Interesse des Papstes Kallistus, sowohl was sein Leben als seine Lehre angeht, manchmal zu weit gegangen [1]).

2. Die nun zu besprechenden beiden Werke gehören zusammen: *Heidentum und Judentum. Vorhalle zur Geschichte des*

---

[1]) J. Friedrich, I. v. Döllinger, III, 124.

Christentums. Regensburg 1857, und: *Christentum und Kirche in der Zeit der Grundlegung.* Regensburg 1860. Eigentlich müsste der Titel heissen: Kirchengeschichte. I. Band: Heidentum und Judentum etc.; II. Band: Christentum und Kirche etc. Denn es handelt sich um eine gross angelegte Kirchengeschichte, von der aber nur sozusagen die einleitenden Kapitel erschienen sind. Das zuerst genannte Werk wurde ins Englische übersetzt von Darnell, London 1862; eine englische Übersetzung des zweiten von H. M. Oxenham erschien London 1867.

Die Geschichte des Christentums hat, tatsächlich und auch was das Verständnis betrifft, die Geschichte des Heidentums und des Judentums zu ihrer notwendigen Voraussetzung. Denn nur durch eine tiefer eingehende und weiter ausgreifende Darstellung lassen sich die hier auftauchenden Fragen zu einer befriedigenden Lösung bringen: Welchen Boden fand das Christentum vor? An welche Lehren und Anschauungen konnte es anknüpfen? Welche Zustände bahnten ihm den Weg, erleichterten und beförderten seine Verbreitung? Welche Hindernisse, Vorurteile und Irrtümer hatte es zu überwinden, welche Gegner zu bekämpfen, welche Übel zu heilen? Wie reagierte das Heidentum auf das Christentum? etc.

Somit hat Döllinger in dem an erster Stelle genannten Werke mit möglichster Vollständigkeit zunächst das Heidentum der vorchristlichen Zeit dargestellt; das heisst: Heidnisches Religionswesen, heidnische Denk- und Anschauungsweise, heidnische Philosophie, Leben und Sitte, soweit diese Dinge mit der Religion zusammenhängen, durch dieselbe bestimmt wurden und hinwiederum gestaltend auf sie einwirkten. Hierbei schien es ihm notwendig, nicht bei der Periode des Augustus und des Stifters der christlichen Religion stehen zu bleiben, sondern bis anf die Zeiten der Antonine, bis gegen die Zeit von 150—160, die Darstellung des griechisch-römischen Heidentums fortzuführen. Bis dahin ist dasselbe seine eigenen Wege in von aussen unbeirrter Entwicklung fortgegangen; erst von der Mitte des zweiten Jahrhunderts nach Christus an werden die christlichen Einflüsse auf dasselbe wahrnehmbar. Mit dem Zeitalter der Antonine tritt der grosse Wendepunkt ein, wo der Genius des Altertums alle ihm innewohnende Kraft erschöpft und verbraucht hatte.

Die Darstellung wird eröffnet mit einem Überblick über das römische Weltreich, welches, drei Weltteilen angehörig, sich um das Mittelmeer gruppierte und damals die grösste ihm mögliche Ausdehnung gewonnen hatte. Herangewachsen war es aus den kleinen Anfängen einer Stadtgemeinde am Ufer des Tiber, welche, lange von der übrigen Welt übersehen oder missachtet, endlich, nach sieben Jahrhunderten ihres Bestehens, jenen Riesenkörper sich erstritten hatte, der nun vom atlantischen Meere bis zum Euphrat, von den gallischen Nordküsten und der germanischen Donau bis zu den Sandwüsten Afrikas und den Katarakten des Nil sich ausdehnte, und eine Menschenmenge von etwa hundert Millionen umfasste. Unser Autor zeichnet ein klares Bild von den Verhältnissen in Rom, dessen Bevölkerung immer noch den Anspruch erhob, Inbegriff und ausschliessende Besitzerin der ganzen Staatsmacht zu sein, wenn auch die Alleinherrschaft schon eingetreten war und hier wie im ganzen Reiche im allgemeinen wohltätig wirkte. Sodann geht er über zu einer genetischen Darstellung der Verhältnisse in den Untertanenländern und charakterisiert endlich die Regierungsweise Roms mit folgenden Worten: Rom herrschte im Innern seines Reiches nicht mit den Mitteln und in der Weise eines militärischen oder bureaukratischen, alles bevormundenden, alles argwöhnisch überwachenden, in alle Gebiete des Lebens eingreifenden Despotismus; sein ständiges Heer stand zum allergrössten Teile an den Grenzen in eigenen Standquartieren zum Schutz gegen auswärtige Feinde; im ganzen innern Gallien z. B. lagen nur 1200 Mann Besatzung; Kleinasien war ohne stehendes Militär; in den Städten überhaupt lagen in der Regel keine Truppen. Mit gerechtem Stolze sprachen daher die Zeitgenossen von dem „Römischen Frieden“, priesen sie wie Plinius die „Majestät dieses Römerfriedens“, betrachteten sie ihre Regierung als die Bewahrerin der Weltruhe, einer Ruhe, welche den ohnehin durch treffliche Heerstrassen erleichterten Verkehr aller Teile des Reiches unter sich und mit Rom sicherte, die aber freilich durch die blutigen Thronkriege nach Nero und Kommodus furchtbar unterbrochen wurde. Die Regierung wurde im ganzen mit starker und fester Hand geführt; der Druck aber darum weniger empfunden, weil wenig verwaltet wurde, die Absicht, die Untergebenen argwöhnisch zu bevormunden, den Machthabern ferne lag, und vielmehr der Grund-

satz befolgt wurde, Städte und Korporationen ihre Angelegenheiten selber besorgen zu lassen.

Bei der Besprechung der Völker und Länder ausserhalb des römischen Reiches (es sind dies: Armenien, das parthische Reich, Indien, China, Arabien, Äthiopien, der germanische Norden) finden die Germanen eine besondere Würdigung.

Im 2. Buch (nach des Verfassers Bezeichnung) oder Kapitel wird die *hellenische Religion* abgehandelt. Allen heidnischen Religionen, wie sie von alters her unter den damals im Römerreiche vereinigten Völkern bestanden, lag Vergötterung der Natur, ihrer Kräfte oder einzelner Sinneswesen zugrunde, nachdem das ursprüngliche Gottesbewusstsein verdunkelt worden, und eine selbstverschuldete Entfremdung des Menschen von dem Einen lebendigen Gott eingetreten war. Diese heidnische Vergötterung der Natur führte zum Elementendienst, zur Astrolatrie und zur Gäolatrie. Als die Träger der einzelnen Bestandteile, aus deren Verbindung und Verschmelzung das griechische Religionswesen sich gestaltete, erscheinen in der vorhellenischen Zeit Leleger und Karier, Thrazier und Pelasger. Diese letztern verehrten, wie es scheint, in den ersten vorgeschichtlichen Anfängen ausser anderen zwei Hauptgottheiten, eine männliche und eine weibliche, einen Himmelsgott und eine Erdgöttin.

In die historische Zeit treten die Griechen ein mit einem geordneten Göttersystem oder Götterstaate, zu dem alle bedeutenderen griechischen oder in Griechenland einmal angesiedelten Stämme Beiträge geliefert haben, und zu dessen einheitlicher Ausgestaltung (nach Herodots Ausspruch) Homer und Hesiod wesentlich beitrugen, indem sie die alten Naturgottheiten in überirdische und unsterbliche, menschenähnliche Wesen umformten. Dieser olympische Götterstaat bestand aus einem Systeme von zwölf Gottheiten, das in Griechenland als das einzige, welches allgemein hellenisch heissen konnte, wenigstens mehr als jedes andere, Geltung hatte; der Dienst dieser zwölf Götter sollte der Sage nach schon von Deukalion und selbst von Herakles gegründet sein; in Wirklichkeit waren es Götter verschiedener Stämme, welche, mehr nach politischen Rücksichten durch die Zwölfzahl zu einer äusserlichen Einheit zusammengefasst und durch das Ansehen der Amphiktyonen getragen, in Athen wie in Rom dieselben Namen zeigten: Zeus, Hera, Poseidon, Demeter, Apollo, Artemis, Hephästos, Athene, Ares, Aphrodite, Hermes

und Hestia. Dazu traten eine Reihe minderer Gottheiten, Dämonen und Heroen.

Überblickt man die griechische Götterwelt, so war jedem Gotte seine Beschäftigung angewiesen, jedem Gebiete der Natur und des menschlichen Lebens, Strebens und Wirkens eine Gottheit vorgesetzt.

Das dritte Buch enthält einen Exkurs über die *Mysterien*, deren Inhalt nicht etwa eine Lehre bildete, die den Einzuweihenden mitgeteilt wurde, wobei es vielmehr auf „gezeigte, verrichtete und gesprochene Dinge", also auf Symbole und symbolische Handlungen, ankam, die den Intellekt nur indirekt berührten. In der Beurteilung der Mysterien weichen schon die heidnischen Schriftsteller von einander ab, während die christlichen Apologeten sich entschieden ungünstig und scharf tadelnd über sie äussern. Im allgemeinen waren die Mysterien in hohem Grade beliebt, wozu schon der Reiz des Geheimnisvollen beitrug, ohne dass sie indess in nachhaltiger Weise einen wohltätigen und veredelnden Einfluss geübt haben, wie dies auch die durch sie gepflegte Unsterblichkeitshoffnung in ihrer Verzerrung zeigt.

In der folgenden Abteilung bespricht Döllinger zunächst das *Priestertum*. Der Stand der Priester hatte weder eine religiöse Lehre zu bewahren, noch eine vorzutragen; ihr Amt bestand vor allem in der Besorgung des Opferdienstes, der Aufsicht über die Tempel und der Verwaltung des Tempelgutes. Nicht selten war Priestertum und *Weissagung* in einer Person vereinigt, häufiger aber wurde die Mantik als ein eigener Beruf und in sehr mannigfaltiger Weise (z. B. als Deutung einer Mondfinsternis, als Eingeweideschau) ausgeübt. In hoher Blüte stand das Orakelwesen (besonders in Delphi), da die Griechen den stärksten Drang hatten, die von der launenhaften Willkür der Götter abhängige Zukunft zu erforschen.

Den gottesdienstlichen Handlungen der Griechen gingen *Reinigungen* (Waschungen und Lustrationen) voraus, die aber kein Bild der inneren Reinigung waren, sondern völlig mechanisch aufgefasst wurden; Priester und Volk suchten und verlangten nichts weiter als eine Hinwegnahme der nicht ethisch, sondern physisch gedachten Verunreinigung.

Was die *Gebete* anging, mit denen das ganze öffentliche und private Leben durchflochten war, so hatten sie einen the-

urgischen, nicht einen sittlichen Charakter. Jene Bedeutung, die das Gebet als asketische Übung, als Mittel sittlicher Reinigung und Heiligung für den Christen hat, war im allgemeinen unbekannt.

Bei der Besprechung der *Opfer*, die, wie überall, auch bei den Griechen den Mittelpunkt des ganzen Religionswesens bildeten, begegnen wir der folgenden Charakteristik der Menschenopfer: Wir sehen in diesen Menschenopfern Wahn und Wahrheit in unnatürlicher Weise sich kreuzen. Die Wahrheit darin ist, dass die freie Selbsthingabe des Menschen an die Gottheit das edelste und höchste Opfer, die Blüte des ganzen ihr gewidmeten Dienstes sei; der heidnische Wahn besteht darin, dass diese Selbsthingabe nicht durch die Heiligung, sondern durch die Zerstörung des Lebens zu vollziehen sei. Die Wahrheit darin ist, dass unter allen Geschöpfen der Mensch das beste und der Gottheit wohlgefälligste, dass er die Krone der Schöpfung sei; der heidnische Wahn knüpft aber daran die Vorstellung an, dass der Mensch doch nur graduell vom Tiere verschieden, dass seine Persönlichkeit nicht einen absoluten, sondern nur, gleich anderem Besitz, einen relativen Wert habe, dass wie dem Herrn über den Sklaven, so auch dem Stamm über den Angehörigen, dem Staat über den Bürger ein unbedingtes, zum gemeinen Besten über Leben und Tod sich erstreckendes Recht zustehe. (S. 204.)

Alle *Feste* der Griechen hatten einen religiösen Charakter; es waren Götter-, Heroen- und Totenfeste. Am bekanntesten sind die dem ganzen hellenischen Volke angehörigen Nationalfeste zu Olympia und Delphi, zu Nemea und auf dem korinthischen Isthmus.

Da die Feste unter freiem Himmel gefeiert wurden, so waren die *Tempel* keine Andachtsstätten, sondern sie sollten ein Obdach für das Gottesbild, eine Wohnung für den in dem Bilde gegenwärtig gedachten Gott darbieten.

Eine Auseinandersetzung über die *Religionsvergehen* (Asebie, Gottlosigkeit, Religionsfrevel) und deren häufige Behandlung und *Bestrafung* als todeswürdige Verbrechen beschliesst dieses Kapitel.

Die fünfte Abteilung beleuchtet eben so interessant als lehrreich die *griechische Philosophie* und ihren Einfluss auf die religiöse Sinnesweise und Haltung des Volkes. In scharfen Umrissen

und in glänzender Diktion entwickelt Döllinger eine gründliche, alle Einzelheiten genau abwägende Geschichte der griechischen Philosophie, angefangen von den Kosmogonien der Ionier hinauf zu Plato und Aristoteles, und hinab über den Stoizismus und Epikureismus bis zum Eklektizismus, mit dem recht eigentlich die Verzweiflung an der Philosophie als Wissenschaft ausgesprochen war.

Es liegt in der Natur der Sache, dass neben Sokrates ganz besonders Plato und Aristoteles behandelt sind. Was sie gemeinsam haben und worin sie voneinander abweichen, wird entwickelt und genau vorgeführt. Ihre Beziehungen zur christlichen Lehre werden gründlich untersucht und auf ihre wahre Bedeutung zurückgeführt. Daneben werden uns die religiösen Anschauungen der Koryphäen der hellenischen Literatur, eines Pindar und Herodot, eines Aristophanes und Thukydides, eines Euripides und Sophokles aufgezeigt. Nicht minder werden die bedeutendsten religiösen Ideen und Doktrinen, die Lehre von Gott und der Unsterblichkeit, die Vorstellungen vom Neide der Götter, vom Verhängnis, vom Bösen, von der Trostlosigkeit des Lebens, die Ansichten vom Schicksale nach dem Tode analysiert.

Im allgemeinen gibt unser Gelehrter folgende Charakteristik der griechischen Philosophie, „dieser grossartigsten, edelsten Frucht des hellenischen Geistes — jener Philosophie, welche nachher ein christlicher Kirchenlehrer (Clem. Alex. Strom. 6, 394, 395) für eine von der göttlichen Vorsehung selbst den Besten unter den Hellenen zur Vorbildung für das Christenstum verliehene Gabe erklärte, die aber freilich auch von Anbeginn an und in ihrem ganzen Verlaufe mit der Staatsreligion und den religiösen Vorstellungen des Volkes in einem bald mehr offenen, bald verhüllten Gegensatze, einem bald direkt, bald indirekt geführten Kampfe sich befand“. (S. 222.)

Übrigens ist zu sagen, dass unbeschadet der bleibenden Bedeutung der griechischen Philosophie sie doch keine christliche war. Denn wie sie z. B. mit der Lehre von der Unsterblichkeit die Seelenwanderung verknüpfte, so konnte sie auch in ihrer höchsten Blüte nicht zum christlichen Gottesbegriff gelangen, weil selbst die Systeme eines Plato oder Aristoteles durchaus nicht frei sind von einem pantheistischen Einschlag. Eine Vorbereitung war sie, nicht Wirklichkeit.

Darauf deutet auch Döllinger hin in der folgenden Würdigung Platos, welche zugleich als Stilprobe dienen kann: „Unstreitig hat der philosophische Geist der Griechen in Platons Lehre den höchsten Aufschwung genommen. Dass diese Lehre sieben Jahrhunderte lang mächtiger und tiefer greifend als irgend ein anderes philosophisches System auf die Geister wirkte, das verdankte sie vorzüglich ihrer Richtung auf die religiösen Bedürfnisse und Ahnungen der Menschen, ihrem Streben, die reineren und einer Vergeistigung fähigen Vorstellungen des Volksglaubens in sich aufzunehmen, und die Lücke, welche der heidnische Götterdienst liess, auszufüllen. Denn der Platonismus will wesentlich auch eine sittlich kräftigende, eine Heil verkündende und darbietende Lehre sein; Platon bestimmt die Aufgabe seiner Philosophie als eine Erlösung, Befreiung, Absonderung der Seele vom Leibe, als ein Sterben und ein Meditieren des Todes, als eine Läuterung der Seele von aller Lust und Unlust, welche die Seele gleichsam an den Leib annagelt und sie leibartig macht. Er traut seinen Dogmen eine regenerierende Kraft zu und meint, dass die, welche einmal durch seine Lehre die Schuld ihrer Verwirrung und Ungewissheit sich selbst beizumessen gelernt hätten, mit sich selbst unzufrieden, von sich in die Philosophie entfliehen würden, um andere Menschen zu werden als sie zuvor gewesen. Ein ahnungsvoller Blick in die Zukunft ist es, wenn er das Bild der höchsten Gerechtigkeit oder vollkommenen Tugend, wie sie durch Leiden geprüft und verklärt wird, entwirft und einen Gerechten schildert, der, mit dem stärksten Scheine der Ungerechtigkeit belastet, durch nichts in seiner Gesinnung wankend gemacht wird, der gefesselt, gegeisselt, gefoltert, geblendet und zuletzt ans Kreuz geschlagen wird (Rep. 2, 361 f.). So ist Platon allerdings ein Prophet und Vorläufer des Christentums, aber freilich ist er dies im ganzen mehr auf negative Weise, dadurch nämlich, dass seine Lehre Bedürfnisse anregte und den Menschen zu klarerem Bewusstsein brachte, welche sie selber nicht ernstlich und dauerhaft zu befriedigen vermochte, sowie dadurch, dass sie die innere Haltlosigkeit der hellenischen Götterlehre durch ihre Umdeutungen und reformatorischen Bestrebungen erst recht klar machte, und dieser Religion einen Iuhalt zu geben versuchte, der das morsche Gefäss mit der Zeit vollends zersprengen musste.“ (S. 299 f.)

Das sechste Buch schildert die Religionen in *Vorder-* und *Mittelasien* und in *Afrika.* Das ostasiatische Heidentum, Brahmaismus und Buddhaismus, blieb ausgeschlossen, da beide der christlichen Kirche noch auf viele Jahrhunderte hinaus völlig ferne standen, so dass es zu keiner Berührung kam, welche auf christlicher Seite tiefere Eindrücke zurückgelassen hätte.

Abweichend von der Entwicklung in Griechenland, wo die Hellenen ihr reiches Geistesleben gerne auf ihre Götter übertrugen, indem sie dieselben mehr und mehr individualisierten, vermenschlichten und von der Natur lostrennten, blieben die Götter der Orientalen auf der niederen Stufe blosser Naturpotenzen, die, wenn auch persönlich gedacht, doch stets durch eine grössere Kluft von den Menschen geschieden waren. Der Götterkreis der Asiaten blieb deshalb auch auf wenige Wesen beschränkt, denen sie mit einer unbedingten, aus Furcht und Wollust gemischten Hingebung dienten.

In Kleinasien vollzog sich eine Mischung, indem es den Griechen bei der elastischen Natur der hellenischen Gottheiten leicht wurde, allenthalben die vorgefundenen alten Götter mit den ihrigen zu verschmelzen.

Einen ausführlichen Bericht erhalten wir über Persien und die übrigen iranischen Länder, wo, ungefähr zur Zeit des Moses lebend, Zoroaster nicht Stifter, wohl aber Erneuerer der Religion seines Volkes war. Charakteristisch für dieselbe ist, dass sie zwar polytheistisch war, jedoch mit einem starken und vorwaltenden monotheistischen Zuge. Denn nur Einen wahren, vollkommenen, persönlich gedachten Gott kennt genau genommen die persische Lehre; sein Name Ormuzd bedeutet: „Der ewig Weise“. Er bringt die Welt hervor nicht durch Emanation, nicht durch Selbstentfaltung, sondern durch das schöpferische Wort Honover, in welchem Gedanke und Tat zusammenfallen. Freilich erleidet diese im Heidentum sonst einzig dastehende *Schöpfungslehre* eine doppelte Beschränkung, einmal dadurch, dass doch immer auch schon ein Stoff oder eine eigene Welt vor der Schöpfung angenommen wird, und die allgemeinsten Elemente der Natur bereits neben Ormuzd bestehen; sodann durch den Anteil an der Schöpfung, der dem Ahriman zugewiesen wird. Denn dieser steht dem Urheber alles Guten und Reinen als feindliches Wesen und böser Geist gegenüber, wird aber am Ende verschwinden. Aus dieser Auffassung ergibt sich,

dass die Parsische Lehre keinen abstrakten und schlechthinigen Dualismus kennt. Weiterhin erhalten wir noch interessante Aufschlüsse über die Lehre vom Ursprung und der Bestimmung des Menschen, vom Sündenfall und Paradies, über Gebete, Opfer, Ehewesen, Moralität, Auferstehung u. s. w.

Nach einem Überblick über den vorwiegend astrolatrischen Kult in Mesopotamien, Babylonien und Assyrien werden wir mit dem Heidentum in Syrien, Phönizien und Arabien bekannt gemacht, dessen hervorstechende Züge Kinderopfer, Wollust und Grausamkeit sind.

Hierauf werden wir nach Ägypten geführt, dessen Götterwesen (Sonnendienst, Isis und Osiris), abweichend vom griechischen, eine zähe Dauerhaftigkeit und fast starr zu nennende Unbeweglichkeit aufweist, was seinen Grund sowohl im Charakter des Volkes, als in der Organisation des Priestertums hatte. Insbesondere werden wir bekannt gemacht mit den hochentwickelten Anschauungen über Unsterblichkeit und Seelenwanderung, über das Totengericht und die Zustände nach dem Tode. Es gehört zu den Rätseln der Geschichte, dass dieses merkwürdige Volk, während es eine so hohe Vorstellung von dem künftigen Leben und dessen Vorzügen vor dem jetzigen hatte, zugleich auch den ausgebildetsten Tierkult mit zäher Beharrlichkeit festhielt.

Eine kurze Erwähnung des karthagischen Moloch- und Astartedienstes beschliesst diese Abteilung.

Im 7. Buche wendet sich Döllinger zu den *Religionen* des *Abendlandes* und schildert zunächst das *etruskische* Religionswesen und seinen Zusammenhang mit dem griechischen. Als Eigentümlichkeit ist hervorzuheben, das kein Volk der Welt dem Blitz und Donner jemals eine so hohe Bedeutung, eine so alles beherrschende Wichtigkeit beigelegt, als dies die Etrusker taten.

Den breitesten Raum nimmt in diesem Kapitel das Religionswesen der *Römer* ein. Entsprechend den Volksgruppen, aus denen Roms Bevölkerung entstanden war, bildete sich die römische Religion wesentlich aus zwei ursprünglich zwar verwandten, aber doch auch mehrfach verschiedenen und eigentümlichen Nationalkulten, dem latinischen und dem sabinischen. Auf Ackerbau, in einigen Zügen auch auf Hirtenleben, deuten die ältesten Bestandteile der römischen Religion. Die Haupt-

götter waren, bevor sie von griechischem Einfluss gefärbt wurden, allgemeine Naturmächte oder blosse Abstraktionen menschlicher Zustände. Dies änderte sich, als der römische Götterkreis durch zahlreiche, aus der Fremde herbeigeholte Götter erweitert, viele seiner Gestalten durch die Verschmelzung mit entsprechenden griechischen Göttern vermenschlicht wurden, und als Rom immer mehr ein Pantheon der Götter und Religionen des ganzen Reiches wurde. Unter dem Einflusse der griechischen Mythologie und etwas später der griechischen Philosophie aber schwand auch allmählich die alte Scheu vor den Göttern, der feste Glaube an ihr überall eingreifendes Walten ward erschüttert, und der Verfall der Staatsreligion ergriff als ein schweres, unheilbares Siechtum von innen heraus, und von den obern Ständen beginnend, den ganzen Staatskörper. An diesem Verfall änderte auch nichts der Restaurationsversuch des gelehrten Terentius Varro, der, von der stoischen Lehre ausgehend, der Staatsreligion durch symbolische Erklärung der Mythen zu Hülfe kommen wollte. Die endlose Menge der römischen Gottheiten erklärte er einfach aus der Vervielfältigung der Namen, die Einem Gott je nach verschiedenen Funktionen gegeben worden seien; so verglich er einerseits den Jupiter mit dem Gott der Juden, anderseits zählte er dreihundert verschiedene Jupiter. Da die Seele des Menschen ihm ein Ausfluss der Weltseele ist, so rechtfertigte er damit den Kult der Laren. Da er indessen das Ungenügende solcher Erklärungen selbst fühlte, so behauptete er, in religiösen Dingen sei vieles wahr, wovon zu wissen dem Volke nicht fromme; ja selbst, dass das Volk Falsches für wahr halte, sei dem Gemeinwesen zuträglich. Nicht unerwähnt soll bleiben, dass in der Entwicklungsgeschichte des römischen Religionswesens Döllinger uns einen Blick tun lässt in die langwierigen Kämpfe zwischen Patriziern und Plebejern, die auch auf diesem Gebiete sich abspielten.

Nach einer ausführlichen Beschreibung der einzelnen Gottheiten, sowie der verschiedenen *Priesterkollegien* und *Einzelpriester* werden die *Kultusformen:* Gebete, Gelübde, Opfer, Ritus und Feste dargestellt. Charakteristisch für die römische Religion ist folgender Umstand: Ihr magischer, ganz formaler Charakter, indem es sich nicht um Belehrung, Erhebung und Reinigung der Menschen, sondern um die wirksamsten Mittel handelte, die Götter zu den eigenen Zwecken sich dienstbar

zu machen, zeigt sich vorzüglich in der Behandlung des Gebetes und in dem Inhalt der römischen Gebetsformeln. Alles kam auf die Worte an, mit denen gebetet wurde; ein Verstoss konnte hier das ganze Gebet wirkungslos machen; wurde aber die Formel genau, ohne dass der Hersagende sich versprochen, etwas ausgelassen oder zugesetzt hatte, rezitiert, und hielt man dabei Störungen oder Dinge übler Bedeutung ferne, dann war der Erfolg, unabhängig von der Gesinnung des Betenden, gesichert. Dass eine bestimmte Gebetsformel dreimal, in einigen Fällen neunmal, wiederholt ward, war für den Erfolg unerlässlässlich. Dass in allen diesen Formeln irgend etwas anderes begehrt worden sei, als Wohlstand und Gesundheit für den Einzelnen, Sieg und Macht für den Staat; dass auch um sittliche Güter gebetet worden sei, findet sich nicht, und ist bei dem Charakter des römischen Religionswesens nicht zu erwarten. Waren jedoch Gebete und sonstige Mittel, die Götter zu gewinnen, fruchtlos geblieben, dann geschah es wohl auch, dass man die Tempel mit Steinen warf und Altäre umstürzte. Ähnliches, wie beim Gebet, galt von den Opfern; von den Darbringenden wurde rein äusserliche, nicht sittliche Reinheit gefordert. Wie anderwärts, finden wir auch bei den Römern in ältester, vorgeschichtlicher Zeit Menschenopfer.

Den Schluss dieser Abteilung bildet eine Exposition über die Erforschung des Götterwillens. Auch im römischen Religionssysteme sind Natur und Gottheit so unzertrennbar verknüpft und identisch, dass der Mensch das, was ihm jene sagte, oder was er aus ihr herauslas, sofort als eine Offenbarung der Gottheit betrachten zu müssen wähnte. Demnach werden die Prodigien, das Auguralwesen, die sibyllinischen Bücher u. s. w. besprochen.

Endlich werden wir noch mit den Religionen der Gallier und der Germanen bekannt gemacht. Inbezug auf die ersteren erfahren wir Genaueres über die Druiden, und von der Religion unserer heidnischen Vorfahren entwirft Döllinger ein Bild nach den Angaben des Cäsar und des Tacitus.

Im achten Buche geht Döllinger dazu über, die Philosophie und Religion im römischen Reiche vom Ende der Republik bis auf die Antonine zu schildern. Er beschreibt hier das Eindringen der griechischen Philosophie, namentlich des Stoi-

zismus und des Epikureismus, in Rom. Als erste Frucht der epikureischen Doktrin zeigt sich das Lehrgedicht des Lucretius. Ciceros Standpunkt dagegen war im allgemeinen der eines skeptischen Eklektizismus, wenn er auch als Staatsmann und in der Überzeugung, das ohne die religiösen Institutionen der römische Staat nicht erhalten werden könne, sich über das römische Religionswesen sehr konservativ äusserte. Ganz anders verfuhr Seneca, der in seinem Werke „gegen die Superstitionen“ eine scharfe Kritik übte an dem Religionswesen seiner Zeit. Unter den Stoikern scheint er indessen mit seinen tief einschneidenden Angriffen auf die Volks- und Staatsreligion allein gestanden zu sein; zwei Zeitgenossen derselben Schule, Cornutus und Musonius, schlugen eine behutsamere Richtung ein. Mit Recht finden wir über Epiktet und Mark Aurel, als die letzten und einflussreichsten Repräsentanten der stoischen Moralphilosophie, eine gründliche Schilderung. Auch die Anschauungen des Platonikers und Eklektikers Plutarch werden genau dargelegt. Im allgemeinen ist zu sagen, dass von keinem Römer der Versuch gemacht wurde, auf philosophischem Gebiete etwas Neues oder eigentümlich Römisches zu schaffen. Wer immer unter ihnen mit Philosphie sich beschäftigte, begnügte sich, entweder unbedingt einem Systeme sich anzuschliessen, oder eklektisch und synkretistisch Bestandteile verschiedener Systeme miteinander zu verschmelzen. Dem römischen Charakter entsprach es ferner, dass das Interesse sich vorwiegend dem Ethischen und Praktischen zuwandte, und dass auch theoretische Fragen unter diesem Gesichtspunkte betrachtet wurden.

Wenn sich von den Trägern der auf uns gekommenen Literatur auf die herrschende Gesinnung schliessen lässt, so war in den letzten Zeiten der römischen Republik und den ersten des Kaisertums in der griechisch redenden Welt, wie in Rom, eine ungläubige, den Göttern entfremdete oder gegen sie gleichgültige Gesinnung in den gebildeten Ständen vorwiegend. Dies änderte sich gegen Ende des ersten und im Beginn des zweiten Jahrhunderts n. Chr. Damals entwickelte sich ein neuer, der letzte Aufschwung heidnischer Religiosität. In diesem Zusammenhang finden wir neben treffenden Bemerkungen über Polybius, Diodor und Strabo, über Plinius d. Ä. und Tacitus, namentlich feinsinnige Charakteristiken der klassischen Dichter Virgil, Ovid und Horaz.

Im weitern Verlauf dieses Kapitels begegnen wir einem Exkurs über die damaligen Vorstellungen von dem Zustande nach dem Tode. Ein Gesamtüberblick über die einschlägigen Äusserungen Ciceros zeigt, dass er in diesen Fragen über Vermutungen und über den Zustand des Zweifels und Schwankens nicht hinauskam. Die meisten seiner Zeitgenossen aber und die Römer der nächstfolgenden Zeit brachten es nicht einmal zu einer solchen halb hoffenden, halb zweifelnden Stimmung; dass mit dem Tode alles zu Ende sei, und jenseits desselben weder Schmerz noch Freude stattfinde, darüber waren Cäsar und Cato im Senate einverstanden. Auch in der griechischen Literatur dieser Zeit ist so wenig als in der römischen von irgend einer kräftigen Hoffnung etwas zu finden. Es herrschte allgemeine Trostlosigkeit.

Nach einer Charakteristik der spätern Neuplatoniker und der Neupythagoreer wird noch kurz der Verfall und Untergang der Philosophenschulen geschildert. In ihre Auflösung zogen sie das allgemeine Volksbewusstsein mit herein, obschon das Zeitalter keineswegs skeptisch gestimmt, vielmehr ein mächtiger Zug nach philosophischer und religiöser Erkenntnis, ein tiefes Bedürfnis des Glaubens und einer festen Autorität vorhanden war. Aber der Genius des Altertums hatte damals, zur Zeit der Antonine — *auf dieses Resultat seiner Forschungen legt Döllinger besondern Nachdruck* — alle in ihm liegenden Möglichkeiten erschöpft. Von da an ist auf hellenisch-heidnischem Boden nur noch *ein* bedeutendes Geisteserzeugnis erwachsen, die plotinische Lehre mit ihrer Fortbildung und ihren Verzweigungen durch die spätern Neuplatoniker. Diese Schule und ihre Doktrin ist aber kein rein heidnisches Produkt mehr, das Christentum hat an ihrer der Religion zugekehrten Entwicklung nicht unwesentlichen Anteil. Die Erscheinung des Neuplatonismus überhaupt ist zum grossen Teil nur aus dem Antagonismus gegen das Christentum zu begreifen.

Im zweiten Teile des achten Buches werden die religiösen Zustände im römischen Reiche vom Ende der Republik bis auf die Antonine abgehandelt. Infolge der Identifizierung der fremden Gottheiten mit den römischen entstand die Idee einer Reichsreligion, die dadurch gefördert wurde, dass man in der Regel sehr duldsam oder eigentlich gleichgültig und unbekümmert bezüglich blosser Lehren und Meinungen auf dem religiösen

Gebiete war. Solche Duldung oder Gleichgültigkeit fand jedoch alsbald ihre Grenzen, wenn ein fremder Gott in feindlichen Gegensatz zum offiziellen Kult trat, wie es beim Judentum und Christentum der Fall war.

Nunmehr geht Döllinger dazu über, die Eigentümlichkeiten des spätern heidnischen Religionswesens im Umfange des Römerreiches eingehender zu behandeln, und bespricht zunächst die *Apotheosen*, die sich nicht bloss auf die lebenden und toten Kaiser erstreckten, sondern auch auf Frauen des kaiserlichen Hauses. Ja es stand schliesslich jedem, der die Mittel dazu hatte, frei, seine verstorbenen Verwandten zu vergöttern. Hierauf wird das Element des Aberglaubens untersucht mit dem Ergebnis, dass eine Grenzlinie zwischen dieser Verirrung des religiösen Gefühls und der echten Religiosität nicht zu finden ist, was am Beispiel des Sulla, des Augustus und des Alexander näher erläutert wird.

Weiterhin wird der Verfall der altrömischen Religion durch das Eindringen fremder Götter und Kulte geschildert und es wird in diesem Zusammenhang besonders auf die jüdischen Proselyten hingewiesen. Ferner werden die Theopöie, die vielgeübte Kunst, die Gottheiten in die Statuen zu bannen, sie durch geheime Gebräuche und Gesänge zu zwingen, dass sie in der neuen, ihnen bereiteten Stätte ihre Wohnung nehmen, und die Idololatrie im engern Sinne behandelt. Das Gebet richtete sich auf materielle, ja unsittliche Gegenstände. Und woher das alles? Es fehlte das Bewusstsein göttlicher Heiligkeit und menschlicher Heiligung.

Im grossen und ganzen aber darf man sich die Zeit von Augustus bis auf die Antonine keineswegs als eine Periode weitverbreiteten Unglaubens denken. Ausserhalb der grossen Städte hing die Masse noch immer den Göttern an. Aber so tief sank das Heidentum, dass grauenvolle Unzucht zum Gottesdienst wurde, wie Döllinger in einer ergreifenden Schilderung darlegt.

Dabei beherrschte mit ungeschwächter Macht die Begierde, Zukünftiges zu erforschen, und der Wahn, dass der Wille der Götter in Zeichen und Prodigien sich kundgebe, das Leben der Menschen. Daher blühten vorübergehend mehrere Orakel wieder auf, war der Glaube an Divination und Träume weit verbreitet. Nekromantie und Totenorakel waren in Übung, wobei es sogar

an Menschenopfern nicht fehlte. Die Astrologie drang in Rom ein und gelangte zu hohem Ansehen. Die höchste und schwierigste Form der Magie war die Theurgie, durch die man in Verkehr, nicht mit den niedern Dämonen, sondern mit den Göttern selbst zu treten wähnte.

Das neunte Buch bespricht die *sozialen* und *sittlichen* Zustände zunächst in *Griechenland.* Hier geht die Persönlichkeit des Einzelnen im Staate auf, der über seine Bürger unbedingt verfügt. Weitere charakteristische Züge sind die folgenden: Zwischen Hellenen und Barbaren (als solche galten alle nicht griechischen Völker, z. B. auch Ägypter, Mazedonier, Römer) bestand natürliche, notwendige Feindschaft. Arbeitsscheu und Hang zum Müssiggang herrschte, wie bei den Völkern des Altertums überhaupt. Die Arbeit, Gewerbe und Kleinhandel, blieb den Sklaven und Metöken überlassen. Die Sklaverei bildete die Grundlage, auf welcher das ganze soziale und politische Leben der Griechen ruhte; sie wird von Aristoteles als in der Natur der sozialen Ordnung begründet gerechtfertigt. Nachdem die Lage der Sklaven ausführlich geschildert, erfahren wir in Hinsicht auf die Jugenderziehung, dass der Schulunterricht allgemein, selbst in den Dörfern, war, aber als Privatsache behandelt wurde, und dass der Staat sich nicht weiter um Lehrer und Schulen kümmerte. Was die Stellung des Weibes angeht, so war freilich die Monogamie ein Vorzug der Griechen vor den Orientalen. Aber dennoch war die Schätzung des Weibes eine geringe. Die Ehe galt der Nachkommenschaft wegen als Pflicht und war in der Regel durch gesetzliche Vorschriften erzwungen. Ehescheidung war dem Manne sehr leicht gemacht. Abtreibung der Leibesfrucht und Kinderaussetzung waren nicht selten. Nach einer Schilderung des Hetärenwesens wird auf jenes abscheuliche griechische Nationallaster eingegangen, das den Griechen zwar mit den meisten Völkern des Altertums gemein war, das aber gerade bei ihnen mit allen Symptomen einer grossen nationalen Krankheit als ekelhafte Karikatur der natürlichen Geschlechtsliebe erscheint.

Kein Wunder, dass in den Zeiten nach dem peloponnesischen Kriege die dunkeln Seiten des griechischen Charakters stark und immer greller hervortraten, dass griechische Treue, Habsucht, Lüge sprichwörtlich wurden. Selbst das masslose Trinken und weichliche Schwelgen nannten die Römer „Gräzisieren“,

und Plinius endlich bezeichnet die Griechen als die Erfinder aller Laster.

Nunmehr geht Döllinger zur Schilderung der *sozialen* und *sittlichen* Zustände der *Römer* über und entwirft zunächst ein Charakterbild der römischen Nationalität. Die hervorstechenden Züge des römischen Nationalcharakters sind Energie und Selbstsucht, welch letzterer es nicht an Opferwilligkeit und Selbstüberwindung mangelte. Die Römer überwanden alle andern Völker, weil sie stets zuerst sich selber überwanden, stets den endlichen Erfolg des Ganzen, des Staates, dem eigenen Privatgewinn, der eigenen Lust und Bequemlichkeit vorzogen, indem sie sich von den Göttern und dem Schicksal für berufen wähnten, alle andern Völker zu beherrschen. Nach einem Blick auf das römische *Privatrecht*, ein Werk ewiger Geltung und Wirkung, erhalten wir Einblick in die Stellung des *Bürgers*, der in Rom weit mehr Freiheit hatte als in den griechischen Staaten; der Pater-Familias war absoluter Herr. Die Lage der Fremden, die vorher ganz rechtlos gewesen waren, änderte sich einigermassen zu ihren Gunsten nach dem ersten punischen Kriege.

Die *Ehe* war monogamisch, die Stellung der Frau würdiger als in Griechenland. Ehescheidungen, anfangs selten, nahmen später überhand. Gegen Ende der Republik stieg die Zerrüttung der Ehen und des Familienlebens zu riesenhafter Höhe.

Die Lage der *Sklaven* wird hinlänglich durch den Rechtsgrundsatz gekennzeichnet: Gegen den Sklaven ist alles erlaubt. Wie in Griechenland, so war auch in Rom die Sklaverei eine der Hauptursachen des herrschenden sittlichen Verderbens und des unaufhaltsamen Verfalles. Die Konkurrenz der Sklaven war eine Ursache des Pauperismus, dem Cäsar, Augustus und die besseren Kaiser nach ihm vergeblich zu steuern suchten. Zu der herrschenden Ehescheu gesellten sich Aussetzen der Kinder und die Abtreibung der Leibesfrucht. Die erschütternden Schilderungen über die unglaubliche Schamlosigkeit, den Verkehr mit Buhlerinnen, die Päderastie, die Schwelgerei auch der Weiber mögen an dieser Stelle nur angedeutet werden.

Was Döllinger über das Verhalten gegen die *Armen* erwähnt, lässt sich am besten so kennzeichnen, dass es das gerade Gegenteil von dem war, was christliche Lehre und Praxis gebieten. Das *Erziehungswesen* war Privatsache; die Leidenschaft für

Schauspiele, insbesondere Gladiatorenkämpfe, war weit verbreitet. Das Leben hatte kaum noch Wert, Selbstmord nichts Auffälliges an sich.

In einem allgemeinen Überblick am Schlusse wird auf die Ohnmacht der Philosophie, auch des Stoizismus, und der Götterdienste gegenüber dem Verderben hingewiesen, aber auch auf die Hoffnung und die Sehnsucht, die gerade deshalb die Besseren ergriff. Eine äusserliche Einheit der verschiedensten Völkerschaften hatten die Römer herbeigeführt, es fehlte noch der *Inhalt*, die universalen Ideen und Lehren. Das Gefäss war vorhanden, es erwartete den Wein der neuen Lehre, den es aufnehmen sollte. Da gingen binnen wenigen Monden der Tempel des Jupiter Capitolinus, der religiöse Mittelpunkt des römischen Reiches, und der Tempel des wahren Gottes zu Jerusalem, die zwei bedeutendsten Kultusstätten der alten Welt, in Flammen auf. Es sollte Raum werden für die Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit. Die Erben beider Tempel wohnten bereits, ein Häuflein von Handwerkern, Bettlern, Sklaven und Weibern in einigen Winkelgassen von Rom. Erst vor einigen Jahren hatte man zum erstenmale auf sie aufmerksam geworden, eine Anzahl von ihnen in den kaiserlichen Gärten teils verbrannt, teils von den wilden Bestien zerreissen lassen.

Die zweite, kleinere Hälfte des Werkes ist der Darstellung des *Judentums* gewidmet. Zunächst erhalten wir einen *geschichtlichen* Überblick von den Anfängen des jüdischen Staates bis zu den Zeiten der Makkabäer, wobei besonders der Einfluss des Hellenismus berücksichtigt ist. Dann werden wir mit den Schulen oder Parteien zur Hasmonäerzeit, den Chasidim, Sadduzäern, Pharisäern, Essäern und Therapeuten bekannt gemacht. Sodann wird die geschichtliche Betrachtung fortgesetzt. Nach einer kurzen Zeit des Aufschwunges boten innere Zwistigkeiten den Römern eine erwünschte Gelegenheit zur Einmischung, es kam die Zeit der Herodianer und der römischen Herrschaft. Die damals infolge der gedrückten Verhältnisse besonders lebhafte Messiashoffnung wird in deutliche Beleuchtung gerückt.

Ein weiterer Abschnitt behandelt das *Gesetz* und schildert zunächst die darauf gegründeten *sozialen* und *sittlichen* Zustände des jüdischen Volkes. Oberstes Ziel des ganzen Gesetzes ist Heiligkeit: Israel soll heilig sein, weil und wie Jehovah heilig ist. Prinzip des Gesetzes ist die Liebe zu Gott; wenn

später die Masse des Volkes in einen äusserlichen und mechanischen Werkdienst verfiel, ohne sich um Heiligung des Herzens zu kümmern, so war das nicht die Schuld des Gesetzes. Gemäss der theokratischen Natur des hebräischen Staates umfasste die Gesetzgebung das gesamte Leben nach allen seinen Richtungen. Eingehend werden behandelt die *Ehegesetzgebung* (Polygamie war geduldet) und die Bestimmungen über geschlechtliche Verhältnisse; dann die Lage des *weiblichen* Geschlechtes und die Behandlung der *Sklaven*, sowie die treffliche Sorge für die *Armen*. Die *Nächstenliebe* blieb auf die Volksgenossen beschränkt; das Gebot universaler Menschenliebe war einer höhern Stufe der Religionsentwicklung vorbehalten.

Auch das *religiöse* Leben war durch das Gesetz in allen Einzelheiten geregelt. Die Darstellung unseres Gelehrten erstreckt sich insbesondere auf die Beschneidung, auf Sabbath, Feier- und Festtage, Priestertum, Tempel, Opfer, Gebete, Bilderverbot, Propheten, Nasiräer, Gelübde.

Nunmehr erhalten wir einen instruktiven Überblick über die *religiösen Lehren* des jüdischen Volkes. Quelle derselben ist nicht nur der alttestamentliche Kanon, dessen Entstehung geschildert wird, sondern zu einem nicht geringen Teil die Tradition, auf der allein auch eine Anzahl religiöser Gebräuche beruhen. Bei der Durchnahme der einzelnen Doktrinen wird zunächst die Lehre von Gott und den Engeln behandelt, Gottes Unbegreiflichkeit, seine beiden Hauptnamen, Elohim und Jehova, seine völlige Transszendenz als die grosse *unterscheidende* Grundanschauung des Judentums, seine übrigen Eigenschaften und der Gebrauch von Anthropomorphismen. Die *Engel* sind Gott nahestehende Geister und ihm dienende Wesen. Der *Geisterfall* wird in den hebräischen Schriften nicht erwähnt, sondern beruht auf mündlicher Tradition. Darauf wird die *Schöpfung* besprochen, besonders die des Menschen, seine Prüfung und sein Fall. Vom gefallenen Menschen fordert Gott, dass er *heilig* sei, und gibt ihm dazu seine Gnade. Diese Hauptidee des ganzen hebräischen Religionssystems macht die breite Kluft zwischen diesem und allen heidnischen Religionen recht sichtbar. Die Bedingungen der sündenvergebenden Gnade sind aber Reue, Busse, demütiges Bekenntnis der Sünde, Werke der Barmherzigkeit und der Liebe, Wiedererstattung. Immer wieder vorkommende äusserliche Auffassungen lassen die Propheten nicht un-

gerügt. Nachdem die Auffassung vom Scheol und der im Buche Daniel unzweideutig gelehrte *Auferstehungsglaube* erwähnt sind, wird noch auf *Gebet* und *Opfer für die Verstorbenen* als auf einen bereits in der makkabäischen Zeit bestehenden, im geschriebenen Gesetze nicht erwähnten Brauch hingewiesen. Die *messianische* Weissagung, ihre Bedeutung für das Judentum und ihre fortschreitend genauere Fassung werden in einem besondern Abschnitt dargelegt. Hierauf werden wir nach Ägypten geführt und empfangen ein Bild des *alexandrinischen Judentums,* das sich in einer verhältnismässig günstigen und blühenden Lage befand. Sein Repräsentant ist Philo, der die mosaische Theologie mit der griechischen Philosophie (insbesondere mit dem Platonismus) zu verschmelzen trachtete.

Der Schlussabschnitt lässt uns einen Blick tun auf die letzten Dinge des jüdischen Staats- und Kirchenwesens. Vier Ursachen wirkten zusammen, um die Katastrophe unter Titus, in welcher Staat, Stadt und Tempel der Juden ihren Untergang fanden, herbeizuführen: das grausame Verfahren der römischen Statthalter, der Hass der Heiden, die Korruption unter den Juden und ihr blindes Vertrauen auf falsche Propheten und Messiasse. Aber auch nach diesem schweren Schlage, der den ganzen bisherigen Kultus unmöglich machte, war die Empörungslust der Juden noch nicht gebrochen; nach etwa vierzigjähriger Ruhe folgten unter Trajan und Hadrian neue, langwierige und blutige Kriege. In Palästina brach der Aufstand erst später aus, als Hadrian die Beschneidung verbot und auf dem Boden von Jerusalem eine Heidenstadt unter dem Namen Aelia Capitolina mit einem Jupitertempel zu gründen unternahm. Erst nachdem er den Juden eine furchtbare Niederlage beigebracht, konnte er an die Ausführung seines Planes gehen. Das Betreten der neuen Stadt ward den Juden bei Todesstrafe verboten, nur einmal im Jahre, am Zerstörungstage, durften sie dort weilen und weinen. Aber kein Unglück und keine Massnahme konnten den festen Kitt des jüdischen Gemeinwesens auflösen. „Das Schicksal zersprengter Nationalitäten, von der herrschenden Bevölkerung aufgesogen zu werden, war den Juden nicht bestimmt. Sie sollten bleiben eine abgesonderte, ungemischte Rasse, zum Zeugnisse für die Welt und als ein Werkzeug der Vorsehung in ferner Zukunft“ (S. 859). —

3. Nachdem Döllinger in dem bisher besprochenen umfangreichen Werke ein ausführliches Resumé der Entwicklung und des Verfalles der vorchristlichen Welt gegeben, behandelt das jetzt zu analysierende Buch in unmittelbarem Anschluss daran die ersten 70 Jahre unserer Zeitrechnung: *Christentum und Kirche in der Zeit der Grundlegung.* Regensburg 1860. Englisch von H. N. Oxenham. London 1867. So kurz der geschilderte Zeitraum ist, so wichtig ist er in der ganzen Geschichte des Menschengeschlechts. Die Gründung der christlichen Kirche ist der Schluss einer Jahrtausende langen Vorbereitung und Entwicklung und zugleich der Anfangspunkt einer neuen Weltordnung. „Nur Anfänge sind es, nur die einfache, samenkornartig in sich beschlossene, Fremden ihr Inneres verhüllende Gestalt der apostolischen Urkirche ist es, welche der Betrachtung hier vorliegt. Aber in diesen Anfängen liegen die Kräfte und Keime einer Kultur, welche in ihrer universalen, auf die ganze Menschheit gerichteten Bestimmung nach 18 Jahrhunderten noch immer im Werden und in stetem Wachstum begriffen ist, liegt ein Reichtum schöpferischer Ideen, eine Fülle von neuen Gestaltungen in Staat, Kirche, Kunst, Wissenschaft und Sitte beschlossen, welche noch lange nicht erschöpft sind, vielmehr auch noch in künftigen Zeiten Erkenntnisse und Einrichtungen zu Tage fördern werden, die wir jetzt noch kaum zu ahnen vermögen“ (Vorwort).

Das Buch, das sich an einen grösseren Leserkreis wendet, war, wie der Döllinger-Biograph[1]) bemerkt, trotz einzelner Mängel und Schiefheiten zu einem Prachtwerk geraten, sowohl was die Sprache, als die Behandlung des Stoffes betrifft. Freilich „auf kritische Detailuntersuchungen und Polemik gegen anders geartete Anschauungen liess er sich hier nicht ein. Vom katholischen Standpunkte aus entwarf er plastische und schöne literarische Gemälde, oft in poetischer, bilderreicher Sprache, aber jedes Wort sorgsam an den Quellen abgewogen, wie Leben und Lehre Christi und der Apostel nach katholischer Auffassung des Neuen Testamentes zu denken sei.“ [2])

Das erste Buch (oder Kapitel) hat die Überschrift: *Jesus Christus und die Apostel.* Die Darstellung beginnt mit der Ge-

---

[1]) J. Friedrich, Ignaz v. Döllinger, III, 226.

[2]) J. Langen, Beil. d. A. Z. 1899, Nr. 49.

schichte des Vorläufers Johannes und erzählt dann die Wirksamkeit Jesu bis zur Verklärung. Besonders interessant ist hier die Schilderung seiner Lehrweise, sowie die Charakterisierung seiner Wunder und Weissagungen. Hierauf erhalten wir einen Überblick über die Lehre Jesu zunächst in Hinsicht auf Gott als den Vater und über seine eigene Person. Weiter wird geschildert seine Lehre von der Sünde und Erlösung, und wie wir dieser teilhaftig werden. Daran schliesst sich die Auseinandersetzung über die Kirche, „das Reich Gottes“ oder „das Himmelreich“, und über die in der Kirche herrschenden Ordnungen und Zustände. Über die Apostel, deren Sendung, Amt und Bedeutung mit kräftigen Strichen gezeichnet wird, lesen wir hier aber auch das schöne Wort: Nur Werkzeuge dessen sollten sie sein, der sein Reich als der Eine Herr und Hohepriester in jedem Zeitalter nach eigenem Gutdünken regieren werde. Und darum erloschen auch die Gewalten und Vorzüge, die ihnen gegeben worden, nicht mit ihnen, denn sie hatten sie nie als Eigentum besessen.

Die in diesem Zusammenhang und auch in den späteren Abschnitten vorkommende zu einseitige Betonung des Vorranges Petri zeigt, wie weit man vor 1870 noch gehen konnte, ohne in die Irrlehre des Vatikanums zu fallen. Übrigens hat sich Döllinger selbst rektifiziert im Janus, S. 98, Anm. 39.

Darauf werden die Schlussakte des Lebens Jesu auf Erden vorgeführt: seine Verklärung, sein Einzug in Jerusalem, die Einsetzung des hl. Abendmahls, sein Leiden und Sterben, seine Auferstehung und Himmelfahrt. Daran schliesst sich die Erzählung über die Wahl des Matthias, die Ausgiessung des hl. Geistes und eine Schilderung der ersten Tage der Kirche.

Die zweite Hälfte des ersten Buches befasst sich mit der Geschichte der *Apostel* und *ihrer ersten Jünger*, berichtet über ihre missionarische und schriftstellerische Tätigkeit und erläutert namentlich das Verhältnis der Synoptiker unter einander und zum Johannesevangelium.

Gegenstand des zweiten Buches ist die *Lehre der Apostel*. Den Anfang macht eine glänzende Auseinandersetzung über Schrift und Tradition, ihr Verhältnis zu einander und zum christlichen Glauben. Die ganze Exposition läuft auf folgendes Ideal hinaus: das richtige Verständnis der Lehre und die demselben entsprechende Auslegung der apostolischen Schriften

wurde wie an einer Kette von Glied zu Glied fortgeleitet. Die überwachende Kritik übte im Grunde jeder gläubige Christ, übte vor allem mit dem Gewichte ererbter Autorität das apostolische Lehramt in seiner organisch-hierarchischen Gliederung. Die Ablehnung jeder fremden Lehre ergab sich einfach aus der Wahrnehmung, dass sie nach ihrem Wortlaute oder ihren notwendigen Konsequenzen der von den Vorfahren überkommenen widerspreche. Jeder aber, Laie oder Kleriker, konnte nach der ihm eigentümlichen Begabung teilnehmen an der Forschung, und das Seinige beitragen zu dem grossen Gestaltungs- und Entwicklungsprozesse christlicher Lehre und Anschauung; konnte es mit um so grösserer Zuversicht, als er sich getragen und bewahrt wusste durch den Körper, dem er als Glied angehörte, durch die Kirche, deren tatsächliches oder ausdrückliches, billigendes oder zurückweisendes Urteil früher oder später über den Wert oder Unwert, die Wahrheit oder den Irrtum seiner Deutungen und Aufstellungen entschied — wenn nur er selbst und die Anhänger, die er etwa fand, einen hinreichend starken und demütigen Glauben besassen, um ihren Geist nicht über den der Kirche setzen zu wollen (S. 164 f.).

Es hat nicht an Versuchen gefehlt, einen Gegensatz zu konstruieren zwischen Döllinger vor und nach dem Jahre 1870. Mit welchem Recht, zeigt u. a. das vorhergehende Zitat.

Im Fortgange dieses Kapitels wird die göttliche Trinität, die Lehre vom Logos und vom hl. Geiste, die Lehre von den guten und bösen Engeln dargelegt. Weiterhin erhalten wir einen Überblick über die Soteriologie, also über die Menschwerdung und das Opfer Christi, über Versöhnung und Erlösung, Rechtfertigung und Heiligung. Besonders eingehend wird Pauli Lehre über Sünde und Gesetz, über Glauben und Werke behandelt, und deren Übereinstimmung mit der des Jakobus nachgewiesen. Die Universalität des Erlösungswerkes wird dargelegt, und gezeigt, wie der scheinbare Widerspruch auszugleichen sei zwischen dieser universalen Bestimmung der Erlösung und der Tatsache, dass gerade die grosse Mehrheit desjenigen Volkes von dem messianischen Reiche ausgeschlossen blieb, welches durch seine Abstammung, seine Verheissungen und bisherigen Vorzüge vor allen dazu berufen war.

Hierauf wird die apostolische Lehre von der *Kirche* vorgetragen, speziell ihre *extensive Katholizität,* als eines Reiches aus

Juden und Heiden bestehend und für alle Menschen bestimmt. Ihre *intensive* Katholizität wird entwickelt an den Gleichnissen vom Senfkorn und vom Sauerteig, namentlich aber an dem von Paulus häufig angewandten reichhaltigsten und lehrvollsten Bilde, dem eines organischen Leibes, des Leibes Christi. Die *Heiligkeit* der Kirche ist darin begründet, dass Christus immerdar an ihrer Heiligung arbeitet, dass sie an ihm, ihrem Haupte, die Quelle aller Heiligkeit besitzt, dass in Gnadenmitteln, in Zucht und Autorität jedes Werkzeug, jede Bedingung der Heiligkeit ihr gegeben ist, dass diese Fülle von ethischen Kräften in stetem Kampfe liegt mit der Sünde und nie von ihr besiegt wird. War aus der Sünde, der Selbstsucht und dem Irrtum der Menschen die Vielheit und Mannigfaltigkeit der Religionen hervorgegangen, so entsprang aus der Heiligkeit und Einheit Gottes die *Einheit der Kirche* im Glauben, in der Ethik und der Gottesverehrung. Wo die Menschen zerrissen hatten, da einigte Gott. *Unzertrennlich* ist in der Kirche das *sichtbare* Element mit dem unsichtbaren verbunden, nicht etwa in zwei Kirchen geteilt. Die Kirche ist aber auch ein *ewig dauerndes* Reich, dessen unerschütterlich festen und unzerstörbaren Bestand der Stifter selber verheissen hat. Die Kirche ist mit *Unfehlbarkeit* ausgerüstet. Das christliche Volk, „die Kirche des lebendigen Gottes," ist die „Säule und Grundfeste der Wahrheit". Denn Christus ist das unabtrennbare Haupt dieser Gemeinschaft, und der hl. Geist, der Geist der Wahrheit, ist der sie belebende, erleuchtende und beherrschende Geist.

Im Abschnitt über die *Ämter* und *Gewalten* der Kirche wird das dreifache Amt geschildert, welches Christus zum Heile der Menschen übernommen, das priesterliche, das prophetische und das königliche. Unser Gelehrter entwickelt in feinsinniger Weise, wie der in den Himmel erhöhte Christus fortwährend dieses dreifache Amt ausübt. Dazu eben hat er die Kirche, seinen Leib, geschaffen, damit alles, was die *Organe* dieses Leibes in seinem Namen, aus seiner Kraft und Vollmacht tun, *seine* Tat sei; dass jeder seiner Diener und Werkzeuge wisse, dass er in den priesterlichen und kirchlichen Funktionen nur die äussere Form biete, die Kraft und Wahrheit des Aktes aber dem Einen Propheten und Priesterkönig allein gehöre, und damit jede Selbstsucht und Selbstverherrlichung des Menschen in der Wurzel abgeschnitten sei. Denn zwar Ämter, Rechte und Ge-

walten wollte Christus in seiner Kirche, aber keine Herrscher und keine Herrschaft. Und so ist das Priestertum derjenigen, welche die Organe am Leibe Christi sind, einerseits die Versichtbarung und Applikation des Priestertums Christi, anderseits die vertretende Vollziehung des allgemeinen Priestertums der Gläubigen. Dem Volke gegenüber repräsentierten die Apostel und ihre priesterlichen Nachfolger den Herrn; Gott gegenüber vertraten sie das Volk. Auch der göttliche Ursprung des Kirchenamtes und seine Übertragung durch Ordination werden besprochen. Aber auch das allgemeine Priestertum der Gläubigen kommt in der Darstellung nicht zu kurz. Nachdrücklich weist Döllinger hin auf die von den Aposteln mit Entschiedenheit betonte Pflicht und Einheit des Bekenntnisses und auf ihr energisches Einschreiten gegen jegliche Häresie. Besonders ansprechend sind die Worte, mit denen in der Auseinandersetzung über das Hirtenamt Freiheit und Gehorsam der Gläubigen der Kirche gegenüber geschildert werden. Eben so beherzigenswert sind die von der Begeisterung des Verfassers deutliches Zeugnis ablegenden Ausführungen über die Kirche als die grosse Erziehungsanstalt der Menschheit und des einzelnen Menschen.

In der nun folgenden Auseinandersetzung über *Gnadenmittel,* insbesondere Taufe, Konfirmation, Ordination, Krankensalbung, und *Opfer* der Kirche nimmt die Betrachtung über die Eucharistie als Sakrament und Opfer den meisten Raum ein.

Die Schilderung der apostolischen Lehre wird abgeschlossen mit dem Abschnitt über die *letzten Dinge,* die *Zukunft der Welt* und der *Kirche.* Folgende Punkte werden behandelt: Tod, Fegfeuer (Hades), Hölle (Gehenna), Seligkeit (Himmel). In diesem Zusammenhang finden wir eine schöne Charakteristik der Gemeinschaft der Heiligen, die sich seitens der vollendeten Gerechten in ihrer Fürsprache für uns äussert, während sich auf Seite der lebenden Glieder der Kirche die über das Grab hinausreichende Bruderliebe zur Fürbitte für die Verstorbenen gestaltet.

Eine eigentümliche Ansicht trägt Döllinger vor als apostolische Lehre über den Zustand der Seele in der Zwischenzeit bis zur Auferstehung. Er sagt: . . . Gleichwohl ist jene Nacktheit der durch den Tod von ihrem irdischen Körper geschiedenen Seele nicht als eine absolut spirituelle Existenz ohne jedes leibliche Substrat oder Organ zu denken; die Eine geistig-

leibliche Persönlichkeit, als welche der Mensch geschaffen ist, und die Kontinuität ihres Bewusstseins, die der Seele wesentlich innewohnende Korporisationskraft oder organisierende Macht, alles dies führt notwendig zu der Vorstellung, dass die Seele zwar keinen eigentlichen Leib, wohl aber eine Hülle, eine inzwischen dessen Stelle vertretende Bekleidung habe, dass sie auch im Zwischenzustande vor der Auferstehung jenes leiblichen Organes, ohne welches ein Empfangen von Eindrücken und eine Manifestation oder Wirksamkeit nicht denkbar ist, nicht ermangle. Und dieses Organ wird der Keim sein, aus welchem sich bei der Auferstehung der neue unsterbliche Leib entwickelt (S. 263). An dieser Stelle kann indessen hierauf nicht näher eingegangen werden.

Weiterhin werden behandelt: *Auferstehung* und *Auferstehungsleib;* die *Wiederkunft* Christi und das *Weltgericht;* die *Welterneuerung,* wodurch „Gott alles in allem ist".

Ferner wird noch erläutert, was die apostolischen Schriften an prophetischen, auf die *künftigen Schicksale der Kirche* hinweisenden Bestandteilen enthalten (der Antichrist bei Johannes und Paulus; der Mensch der Sünde, worüber auch die erste Beilage handelt; der Frevel am Tempel; die Apostasie).

Gegenstand des dritten Buches sind *Verfassung, Gottesdienst* und *sittlich-religiöses Leben* in der apostolischen Kirche. Die Urkirche war keineswegs ein verfassungsloses Chaos, sondern von Anbeginn an ein wohlgeordnetes Ganzes. Wir erhalten eine lichtvolle Darstellung über die Art und Weise, wie aus dem Apostolat, in dem ursprünglich alle Gewalt und Autorität lag, sich das dreifache Kirchenamt entwickelt hat. Über Eigenschaften, Auswahl und Unterhalt der Kirchendiener werden wir gleichfalls belehrt. Neben den festen Gemeindeämtern aber gab es Charismen, und diese Begabung war nicht bedingt durch die Beamtung. Den durch diese Doppelung herbeigeführten Zustand, der sich späterhin nie mehr wiederholt hat, macht Döllinger so weit als möglich klar durch den Vergleich mit einem glühenden Metall, das, flüssig und formlos, einen ganz anderen Anblick gewährt, als nachher im Zustande des kalt und fest gewordenen Gusses.

Auch für weibliche Personen wussten die Apostel einen angemessenen und passenden Wirkungskreis im kirchlichen Leben zu finden. Es wurde das Institut der *Diakonissen,* auch

„Witwen“ genannt, geschaffen, über die der Brief an Timotheus näheres bietet.

Nach einem Exkurs über die Geistesgaben geht unser Autor über zu einer Betrachtung der *Taufe.* Hier bewundern wir namentlich das vorsichtige und sorgfältig abwägende Verfahren bezüglich der Frage, wie es die Apostel mit der Taufe der Kinder gehalten. Auch der von Paulus erwähnte eigentümliche Gebrauch der stellvertretenden Taufe für Verstorbene wird erklärt.

Der Abschnitt über *Busse, Beichte* und *Kirchenzucht* zeigt, wie auch auf diesem Gebiete die Weisungen des Herrn verstanden und befolgt wurden, und gibt uns interessante Aufschlüsse über die damalige Praxis, die später noch bestimmter hervortritt.

Der *Gottesdienst* der Gemeinde bestand vorzüglich in der eucharistischen Feier, die mit einem Liebesmahle enge verbunden war. Schon im Altertum waren die Ansichten darüber verschieden, ob die Abendmahlsfeier vorangegangen sei oder den Beschluss der Agapen gebildet habe. Andere gottesdienstliche Versammlungen wurden zu den Zwecken der Lehrmitteilung, der frommen Erbauung und des Gebetes gehalten.

Als *Wochenfest* erscheint der Sonntag, als *Jahresfeste* Ostern und Pfingsten.

Bezüglich des *Gebetes* heisst es bedeutungsvoll: Die Christen waren vor allem ein betendes Volk... Beten hiess den Christen: Gott vor allem in ihrem Innern hören, sich an seine Worte erinnern, ihre Gedanken nach der Vorschrift dieser Worte einrichten, in dem von Gott ausströmenden Lichte sich selber erforschen und betrachten, die dunkeln Falten dieses Innern mit diesem Lichte beleuchten, und in dem Anblicke der eigenen Mangelhaftigkeit und Sünde Vergebung erflehen und Kraft zu fortgehender Läuterung ... Für sie war diese Übung die Schule der Philosophie, in welcher sie mit kindlicher Hingebung, mit Vertrauen, mit Beharrlichkeit, rufend, bittend, dankend, die unterbrochene Gemeinschaft mit Gott stets wieder zu erneuern, von irdischen Sorgen und Geschäften zu ruhen, in der Meditation der höchsten Wahrheiten ihren Glauben und ihre Liebe zu nähren beflissen waren (S. 355, S. 357). Als ein kostbares Erbteil aus dem A. B. hatten die Christen die Psalmen mit herübergenommen; Jesus selber aber hatte ein kurzes, in sieben Bitten

bestehendes Gebet hinterlassen, in welchem er den ganzen Sinn seiner Bergpredigt zusammengefasst hatte. Die nun folgende geist- und gemütsvolle Analyse des Vaterunsers gehört mit zu den schönsten Partien des Buches. Als hervorstechende Züge des Christentums werden dann noch die *Geduld* im Leiden und das *Martyrium* erwähnt.

Im Fortgang der Darstellung werden folgende Punkte berührt. Nach dem Vorbilde Jesu und der Weisung der Apostel, so heisst es unter der Rubrik *Askese*, erkannten die Christen im Fasten, in der qualitativen und quantitativen Beschränkung der Nahrungsmittel, eine Kraft zur Reinigung der Seele, ein Mittel, den Geist freier und stärker, den Körper williger und untertäniger zu machen, und den Umgang des Menschen mit Gott zu fördern, eine wohltätige Übung in der sittlichen Enthaltsamkeit und Selbstbeherrschung, und selbst eine Bedingung des leiblichen Wohlergehens. Diejenige Askese aber, die, aus fremder, pharisäischer und gnostisch-essäischer Anschauung hervorgegangen, in vielen Dingen ein physisches Kontagium annahm, wurde von den Aposteln nachdrücklich zurückgewiesen. Hierauf wird die apostolische Lehre und Praxis bezüglich der *Ehe* und der *Ehelosigkeit* geschildert, besonders beim Klerus, woran sich ein kurze Exposition über *Gelübde* anreiht. Noch einmal kommt im folgenden Abschnitt Döllinger auf *Ehe* und *Ehescheidung* zu reden, wobei er ausführlich für die Unauflöslichkeit auch im Falle der Untreue plädiert. Die Aussprüche Christi von der Ehe behandelt ausserdem die dritte Beilage. In weiser Berücksichtigung der Verhältnisse konnte erst später ausgesprochen werden, dass eine wahre Ehe nur zwischen Christen geschlossen werden könne. Mit der Ordnung der ehelichen Verhältnisse hängt enge die Stellung des *weiblichen* Geschlechtes zusammen. Wenn sich die Lehre Christi als eine frohe Botschaft für die Menschheit überhaupt ankündigte, so war sie dies besonders für die weibliche Hälfte des Menschengeschlechtes, indem das Weib wieder in seine Rechte und seine Würde eingesetzt, wieder zu der ihm gebührenden sozialen Stellung erhoben wurde.

Endlich werden noch in den Kreis der Betrachtung gezogen eine Reihe von christlichen Vorstellungen, welche den herkömmlichen Begriffen und Neigungen der Menschen gründlich widersprachen. Dazu gehörten die Anschauungen über *Reichtum*

und *Armut*. Das Christentum konnte bloss solche Reiche anerkennen, welche, sich als Gottes Haushalter betrachtend, so besassen, als besässen sie nicht. Der Stifter der Religion predigte sein Evangelium vorzugsweise für die Armen, und so war es auch in der Zeit der Apostel, wie wir aus 1. Kor. 1, 25 sehen. War früher die *Handarbeit* missachtet, so erzeugte und pflegte die christliche Kirche eine hiervon sehr verschiedene Sinnesweise. Es war „das königliche Gesetz" der Liebe, dem die Verschmelzung so disparater und innerlich feindseliger und widerstrebender Elemente, wie Juden und Heiden, Freie und Sklaven, Arme und Reiche, Gebildete und Unwissende in jener Zeit waren, gelungen ist. Liebe und Demut, sowie die immerfort gelehrte Menschenachtung, waren es auch, die die *innere Unverträglichkeit* des Christentums mit der Sklaverei nach und nach auch nach aussen hin zur Wirksamkeit brachten.

Einen Höhepunkt erreicht die Darstellung in der glänzenden Exposition über Christentum und Freiheit. Die Anfänge des grossen Erziehungs- und Bildungsprozesses der Einzelnen und ganzer Völker zur Freiheit, zur echten und wahren Freiheit, wie sie das Christentum erst in die Welt brachte, sehen wir schon im Neuen Testamente, wenn auch zur vollen Verwirklichung Jahrhunderte gehörten. Der christlichen Freiheit entsprach die christliche Gleichheit. Aber weder die eine noch die andere durfte zum Deckmantel der Bosheit dienen. Dadurch wurden die Pflichten der Unterordnung in der Kirche und die Stellung der Christen gegenüber der Staatsgewalt bestimmt.

Endlich wird noch an den Vorstellungen vom *Tode* und den *Leichnamen* gezeigt, wie rasch und mächtig das Christentum auch die tiefgewurzelten Vorurteile der Menschen zu verdrängen und umzugestalten vermochte.

Zusammenfassend schildert Döllinger am Schlusse seines Werkes die Zustände der jungen Kirche anknüpfend an die Worte Herodots (2, 35) über das ägyptische Staats- und Volkswesen: dieses Volk habe sich Sitten und Einrichtungen gebildet, welche fast durchaus das gerade Gegenteil von denen anderer Menschen seien. Einen ähnlichen Eindruck hätte ein Römer oder Hellene vom Christentum zur Zeit seiner Grundlegung empfangen. In diesem Reiche war ein gekreuzigter Jude Anfang, Mitte und Ende. Die Glieder des Reiches waren wehrlos, und dennoch entschlossen und stark. Alle waren gleich,

der Arme hier nicht minder geehrt als der Reiche. Der Grösste war der, der am meisten diente. Nur eine Schutzwaffe hatte dieses Reich zu seiner Selbsterhaltung, die Ausschliessung aus seiner Gemeinschaft, aber so gefürchtet war diese Waffe, dass der Betroffene den Wiedereintritt auch um den Preis der tiefsten Demütigung erflehte. Und da in dem Glauben der Angehörigen ihr Reich zugleich ein diesseitiges und ein jenseitiges war, da es über die Schranken des irdischen Daseins in eine andere Welt hinüberreichte, so war hier Ciceros (de legg. 1, 7) schönes Wort von dem Weltstaate, dessen gemeinschaftliche Bürger Götter und Menschen seien, freilich in einem andern, von Cicero nicht geahnten Sinne erfüllt.

MENN.